

Von der Schulbank zur Waffen-SS¹

Von Paul Philippi

Der Titel meiner hier niedergeschriebenen Erinnerungen ist nicht ganz korrekt. Denn zwischen dem Ende der Schulzeit und meinem Eintritt in die Waffen-SS lagen fast elf Monate. In diesen Monaten leistete ich – wie alle meine Klassenkameraden² – das sogenannte *Völkische Dienstjahr* (VDJ).³ Der Sache nach aber stimmt der Titel. Denn schon 1940/1941, als ich die 10. Klasse besuchte, machten sich drei meiner Schulfreunde mit der sogenannten 1.000-Mann-Aktion auf den Weg nach Deutschland, wo sie schließlich bei der Waffen-SS gelandet sind.⁴ Und auf der Schulbank begann auch der Versuch, uns für die Waffen-SS zu indoktrinieren. Allerdings: Es war nur einer der Unseren, ein Klassenkamerad, der bramabasierte, in der Waffen-SS sterbe man nicht mit einem Gebet auf den Lippen, sondern mit einem Fluch. Immerhin: Dieser Klassenkamerad, G. M., war zum Leiter (oder wohl eher zum *Führer*) des *Jungvolks* der ganzen Deutschen Volksgruppe in Rumänien (DViR) ernannt worden. Er mag ein Grund dafür gewesen sein, dass ich noch im Herbst 1942 ein Gesuch an meinen Dienstherrn, den Volksgruppenführer, richtete: Ich wolle aus dem »Völkischen Dienstjahr« entlassen werden, um in die rumänische Armee einzutreten.⁵ Denn an die Front

1 Der folgende Zeitzeugenbericht beansprucht nicht, die Waffen-SS darzustellen und zu beurteilen. Er erzählt nur einen persönlichen Ausschnitt aus den Erfahrungen der siebenbürgisch-sächsischen Kriegsgeneration. Diese Erfahrungen sollten freilich als Ergänzungen des heute verbreiteten Bildes von der Waffen-SS zur Kenntnis genommen und für die Beurteilung dieser Truppe mitgewichtet werden.

2 Nach meiner Erinnerung hat nur einer meiner Klassenkameraden das VDJ nicht angetreten: Franz Walter kam aus einer nicht-sächsischen Familie.

3 Das VDJ entsprach etwa dem Freiwilligen Sozialen Jahr unserer Zeit – wohl mit dem Unterschied, dass es für uns Abiturienten des Jahres 1942 (Mai) als verpflichtend angesehen wurde und, vom rumänischen Staat als »Arbeit mit gemeinschaftlichem Nutzen« (Lucru de folos obşte) eingestuft und legitimiert, der DViR zur Verwaltung überlassen worden war. Meine Bewerbung, es als Hüttenwirt des Siebenbürgischen Karpatenvereins abzuleisten (der Hüttenwirt auf dem Königstein [rum. Piatra Craiului] war zum Militär eingezogen worden), war abgelehnt worden und ich wurde von Juni 1942 bis Mitte April 1943 als Kulturstellenleiter des Bannes I der Deutschen Jugend (DJ) eingesetzt. Über die Erfahrungen dieser Monate wäre ein eigener Bericht fällig.

4 Man hatte den Teilnehmern angeblich eine Berufsausbildung versprochen.

5 Hier müsste nun ein längerer Einschub über unser (über mein) Verhältnis zu dem erwähnten Klassenkameraden G. M. erfolgen und zu seiner Rolle in unserem Umfeld. Kurz: Der Mentalitätsumbruch in der Jugendarbeit der Deutschen Rumäniens erfolgte im Jahr 1940. Die Initiation dazu geschah in einem Jugendlager, im August (?): Vorher schon war der *Landdienst* quasi obligatorisch geworden. Die Schulfreunde, die in den Ferien Jahr für Jahr an das Schwarze Meer gefahren waren, fuhren jetzt für zwei Wochen zum Bauern aufs Land. Das war die erwartete Norm. Ich selbst hatte die Sommerferien seit je auf dem Bauernhof verbracht, sodass dies inzwischen zu meinem Selbst- und Sonderbewusstsein gehörte. 1939 war ich erstmals außerhalb

wollten damals die meisten von uns 18-jährigen. Wir hielten den Krieg für ein notwendiges Übel, dem wir uns zu stellen hatten.

Doch es ging bei meinem Entlassungsgesuch nicht unbedingt darum, dem künftigen Dienst in der Waffen-SS auszuweichen. Es richtete sich gegen den Dienst in der Armee des fremden Staates Deutschland. Mein Vater hatte da Bedenken geäußert, die mir eingeleuchtet hatten. Meine beiden älteren Brüder taten Dienst in der rumänischen Armee, und einer meiner früheren Schulfreunde, den ich sehr respektierte, war rumänischer Gebirgsjäger geworden, also gerade in die Truppe eingetreten, zu der auch ich tendierte.⁶ Auch ging es in den Diskussionen unter uns Altersgenossen nicht um die Frage, ob wir zur Waffen-SS oder zum deutschen Heer gehen sollten, sondern um die Entscheidung, ob »zu den Rumänen« oder »zu den Deutschen«. Nur dieses war die Alternative. Von einer Möglichkeit, »zu den Deutschen« zu gehen, nicht aber in die Waffen-SS, wussten wir nichts.⁷ Zudem spielte bei uns die Unterscheidung zwischen Heer und Waffen-SS keine signifikante Rolle. Auch die Waffen-SS war für uns deutsche Wehrmacht. Die Chance aber, als Deutsche unter Deutschen anerkannt zu werden, faszinierte viele und überwog eventuell vorhandene Bedenken umso mehr, als die rumänische Armee schon in ihrem Vorkriegszustand keinen vorteilhaften Ruf genoss.⁸ Außerdem wurde uns neuerdings zugesichert, wir würden beim Eintritt in deutsche Verbände die rumänische Staatsbürgerschaft behalten, ja der Dienstgrad, den wir bei den Deutschen erworben haben würden, werde uns später im rumänischen Heer zuerkannt werden (wenn das überhaupt noch eine Rolle spielen werde). Wir sollten ja mit Einverständnis des rumänischen Staates in die deutsche Armee⁹ überführt werden!

An dieser Stelle muss eine Bemerkung über unser Verhältnis zum rumänischen Staat eingefügt werden: Von unseren Eltern wussten wir, dass wir aufgrund des von

des Burzenlandes zu einem Bauern gegangen, um möglichst ganz Siebenbürgen kennenzulernen. Mit meinem Freund Max Fogarascher gingen wir nach Großschenk (rum. Cincu). Nun, 1940, wechselte ich von meinem traditionellen Rothbach (rum. Rotbav), wo mein Urgroßvater Pfarrer gewesen und wo die Idealheit meines Vaters war, nach Tartlau (rum. Prejmer), dem Pfarrort eines andern Urgroßvaters. Da nun viele meiner Klassenkameraden ihren Landdienst in zwei Wochen kurz ableisteten, blieb ich beim Tartlauer Kirchenvater Zerbes ostentativ sechs Wochen lang. Dadurch versäumte ich den Initiationsritus, den die meisten meiner Klassenkameraden während dieser Zeit durchlebten: das Jugendlager bei Măliiești. Während dieses Lagers lernten sie »nackt durch die Brennesseln robben« und von ihren Führern »in der Hand die Spucke einzusammeln«, wie es mir mein Vetter schauerlich-stolz berichtete. Ich behielt seitdem ein distanzierendes Verhältnis zu G. M. und diesen Riten. Er selbst bezog sich gelegentlich abschätzig auf die zwei befreundeten »Wissenschaftler« Max F. und mich, eben weil wir nur distanziert mitmachten. Doch da ich in der Kultur eine unangefochtene Stellung hatte (als Leiter des Orchesters und der Singschar), konnte ich in dieser Halbdistanz sozial gut überleben. Ich trug die Uniform der DJ wie alle anderen; wohl auch mit Stolz.

6 Paul Rottmann, geboren 1923, war in der Grundschule mein Klassenkamerad gewesen, im Untergymnasium besuchte er die Parallelklasse an der gleichen Schule. Ein selbstbewusster Junge, der die Oberstufe verschmähte, um in die Lehre als Automechaniker zu gehen. Ein provokativer Auftritt, der er mit dem Chefadjutanten des Volksgruppenführers, Matthias Liebhardt, hatte, machte als Anekdote die Runde. Rottmann ist in Russland gefallen.

7 Für einige wenige, die die Segelflugprüfung C absolviert hatten, bot sich die Möglichkeit, der deutschen Luftwaffe zugeteilt zu werden. Andere Siebenbürger Sachsen, die bereits in Deutschland studierten, hatten sich dort individuell zu Heeresverbänden gemeldet. Wieder andere Rumäniendeutsche älterer Jahrgänge waren nach 1941 bei der deutschen Luftwaffenmission untergeschlüpft.

8 Es ging bei diesem minderen Ruf nicht um fehlende militärische Tüchtigkeit, sondern um die verdreckten Uniformen, um die verwanzten Kasernen, korrupte Vorgesetzte etc. Die Furcht vor der Prügelstrafe, die auch existierte, betraf uns Abiturienten nicht. Zur Prügelstrafe in der rumänischen Armee vgl. Anna M. Wittmann, Friedrich Umbrich: *Alptraum Balkan. Ein siebenbürgischer Bauernsohn im Zweiten Weltkrieg (1943–1945). Schriften zur Landeskunde Siebenbürgens*, 26. Köln, Weimar, Wien 2003, S. 61.

9 Im rumänischen Text des Abkommens, durch das 1943 Angehörige der Deutschen Volksgruppe zur Waffen-SS überstellt wurden, heißt diese Truppe »armata germana SS« (Deutsche Wehrmacht SS).

uns verlorenen Ersten Weltkriegs zu Staatsbürgern Rumäniens geworden waren; dass wir als Siebenbürger, insbesondere als Sachsen, vom rumänischen Staat Benachteiligungen erfuhren – gegenüber den *Regatlern*, das heißt gegenüber den Rumänen von jenseits der Karpaten, die nun in unsere Heimat einströmten. Den öffentlich zelebrierten pathetischen rumänischen Patriotismus empfanden wir als peinlich. Die staatlich verordnete vormilitärische Ausbildung machten wir zwar alle lässig mit; ich selbst war sogar zum »premiliter ales« (gehobener Rang innerhalb der vormilitärischen Ausbildung) avanciert, weil ich in unserer Gruppe das Singen leitete. Aber diese Ausbildung verlangte uns militärisch weit weniger ab, als wir von unseren DJ-Aktivitäten her kannten. Darum erlaubten wir uns darüber ironische Witzeleien.

Die Teilung Siebenbürgens zwischen Ungarn und Rumänien durch den Zweiten Wiener Schiedsspruch hatten wir durchweg als verfehlt empfunden, da er keinen der rivalisierenden Beteiligten befriedigte, vielmehr beide tief verbitterte. Aber wir verspotteten die Aufregung beider Rivalen, indem wir ihre gegenseitigen Propagandaslogans zu einem Vers zusammenzogen:

Nem, nem soha! / Mindent vissza!¹⁰ / Vrem Ardealul / pân' la Tisa!¹¹

Beide Slogans zielten nach unserer Meinung daneben.

Wir waren in dieser Frage nicht promagyarisch, obwohl wir in Kronstadt (rum. Braşov) so gut wie alle gerne unser primitives Ungarisch sprachen. Eine offene rumänische Lösung des transsilvanischen Konfliktes wäre in unserem Sinn gewesen. Doch ein solches Konzept war nicht in Sicht und das verleitete uns zu dümmlich-zynischen Spötteleien.

Andererseits muss hier auch ein Wort zu unserem Verhältnis zum Deutschen Reich gesagt werden: Wir waren alle *deutschlandgläubig*. In Deutschland lief immer alles richtig, sozusagen per definitionem! Und der Nationalsozialismus in Deutschland schien uns nur – oder vor allem – die Wiederaufrichtung Deutschlands nach Versailles zu sein. Freilich waren viele von uns auch germanengläubig! Wir waren es, wie ich meine, in unschuldiger Weise, ähnlich wie wir wenige Jahre vorher Winnetou- und Indianer-begeistert waren. Nur schienen uns die Germanenbewunderung näher auf den Leib geschrieben und zu irgendeiner Form von Identifikation aufgegeben zu sein. Dass wir diese mit dem Blick auf Deutschland verbanden, mag ein Grund dafür sein, dass wir auch für eine gewisse Germanenschwärmerei anfällig wurden. In der Waffen-SS freilich haben wir von solcher Schwärmerei nichts erfahren.

Doch auch etwas ganz anderes: In den Jahren nach 1940 hörte ich erstmalig, dass bei uns Siebenbürger Sachsen von »den Deutschen« geredet wurde wie von etwas Fremdem: Die Deutschen waren auf einmal die Anderen!¹²

Zurück: Mein Gesuch um Entlassung aus dem »Völkischen Dienstjahr« war abgelehnt worden – noch ohne Bezug auf die bevorstehende Rekrutierung zur Waffen-SS. Die Rekrutierungskommissionen aber rollten im Frühjahr 1943 ins Land. Alle im Kataster der DVIR erfassten Männer bestimmter Altersgruppen erhielten Einberufungen zur Musterung und, soweit ich das bemerkte, stellten sie sich widerspruchslos den Tauglichkeitsuntersuchungen. Die Loyalität gegenüber der deutschen

¹⁰ Der ungarische Schlachtruf: »Nein, nein niemals [werden wir auf die durch den Vertrag von Trianon verlorenen Gebiete verzichten]! / Alles zurück!«

¹¹ Der rumänische Propagandaruf: »Wir wollen Siebenbürgen bis zur Theiss!«

¹² Bis dahin hießen diese anderen »Reichsdeutsche«. Denn Deutsche waren wir selbst ja auch.

Selbstorganisation im Land war – trotz vorhandener Kritik – ungebrochen. Bei der späteren Einberufung zum Dienst an der Waffe hat es hinterher offenbar auch Verweigerungen gegeben. Auch meine beiden Brüder, aus den Jahrgängen 1911 und 1913, stellten sich der Kommission – sie erhielten aber hinterher keine Einberufung, da sie im rumänischen Heer aktiv dienten.

Ich selbst wurde für den 18. April 1943 zur Waffen-SS einberufen.¹³ Wir, die wir unser »Völkisches Dienstjahr« absolvierten, standen ja zur Disposition und wurden, zumal vor Ort in Kronstadt stationiert, in provisorische Uniformen gesteckt, um als Transportkommando¹⁴ den Abtransport der rekrutierten sogenannten Freiwilligen zu gewährleisten. So habe ich von Ende April bis Ende Juli 1943 sämtliche – so meine Einschätzung – Transporte hautnah miterlebt.

Davon zu berichten, fällt mir nicht mehr leicht. Zunächst kann ich bestätigen, was Paul Milata berichtet: Die Einberufung zur Musterung und zum Eintritt wurde nicht als Akt des freien Willens erlebt, sondern als Einberufungsbefehl.¹⁵ Diesem folgte man im Allgemeinen ohne physischen Zwang. Die suggerierte Aussicht, für eine Elite-Truppe ausersehen zu sein, versüßte den Auftrag, als deutscher Soldat zu kämpfen. Die Abtransporte waren mit Pomp aufgezogen worden und der alte Brauch, Rekruten mit optimistischem Hallo zu verabschieden, lebte in vollem Umfang auf. Die wehmütigen Szenen am Rande der »Einwaggonierung« hingegen wurden nicht gefilmt. Es war eine leicht verzweifelnde Begeisterung, wenn zum Beispiel die Rekrutierten der kleinen Gemeinde Buşd (rum. Buzd; bei Mediasch, rum. Mediaş) an ihre Waggon-Türe schrieben: »Hólt dich Stalin, de Buser kun! (Halte dich Stalin, die Buşder kommen!« Der Abtransport in überfüllten Viehwaggons wurde klaglos hingenommen.

Ziel aller Transporte war meines Wissens Wien. Auf dem Weg dorthin sagten uns die rumänischen Grenzer: »Ştim noi, cum v-au prins la fraivillig! (Wir wissen, wie sie euch als freiwillig eingefangen haben!« Unterwegs, in Szolnok, erfolgte eine Entlassung. Die war wohl wenig notwendig, aber bezeichnend für die Vorstellung, die in der SS von dem hier zu erwartenden *Menschenmaterial* herrschte. In Wien wieder wurden die Rekrutierten im unglaublich verflochten sogenannten »Arsenal« untergebracht, noch einmal medizinisch vermessen und auf Waffen-SS-Einheiten verteilt. Ich erinnere mich an zwei bezeichnende Einzelheiten. Die eine – einer meiner älteren Kameraden aus dem Transportkommando hielt ein Fruchtwasser-Fläschchen in der Hand und sagte voller Zutrauen: »Wenn hier in Deutschland auf so einem Fläschchen steht >echter Traubensaft«, dann kann man 100-prozentig sicher sein, dass dies auch stimmt.« Soviel zu unserer Deutschlandgläubigkeit! Die andere – Ich streckte mich bei der Nachmusterung so sehr ich nur konnte, um größer als 168 cm zu sein. Denn wer unter 168 cm war, so hieß es, komme zum Partisaneneinsatz, zur Prinz-Eugen-Division auf den Balkan – und das wollten wir nicht. Wir wollten an der Ostfront kämpfen! Dass ich dann während der Tage im Arsenal auch zwei Burgtheater-Auf-

13 Das Abkommen zwischen Deutschland und Rumänien über die Massenrekrutierung von volksdeutschen rumänischen Staatsbürgern zur »deutschen Wehrmacht SS« datiert zwar erst auf den 12. Mai 1943, doch erfolgte der erste Freiwilligen-Transport schon am 21. April. Vgl. Paul Milata: Zwischen Hitler, Stalin und Antonescu. Rumäniendeutsche in der Waffen-SS. *Studia Transylvanica*, 34. Köln, Weimar, Wien 2007, S. 152.

14 Das Transportkommando Teutsch wurde von Dr. Oswald Teutsch, einem Kronstädter Sachsen, geführt. Er war als Offizier der Waffen-SS uniformiert; ob er auch wirklich Offizier war, weiß ich bis heute nicht.

15 Milata: Hitler, S. 165–222.

führungen sehen konnte¹⁶ (Grillparzers *Sappho*, mit Maria Eis und Susi Nicoletti, und *Antigone*) war ein großartiges Erlebnis!

Vom Wiener Arsenal ab datiert dann das eigentliche Waffen-SS-Erlebnis der 1943 Eingezogenen. Bis dahin waren wir sozusagen »unter uns« und konnten, trotz erster Fremdheitserlebnisse, in eigenen Wunschvorstellungen träumen. Ab Zuteilung zu unseren jeweiligen Einheiten tauchten wir in eine Welt ein, in der wir nicht als deutsche Freiwillige erwartet worden waren, die helfen wollten, endlich den Krieg zu gewinnen, sondern als bloßes Ergänzungsmaterial für geschmolzene Regimenter wahrgenommen wurden. »Deutschrumänen« nannte uns unser erster Kompaniechef und lehrte uns als Erstes, wie wir nach ungeschütztem Geschlechtsverkehr venerische Krankheiten vermeiden könnten. Für unsere Begrüßung in der Kaserne hätten wir alles andere erwartet! Wir waren gekommen, damit der Krieg gegen die Sowjetunion nicht verloren gehe! Aber so war es: Eine banale Art Landsknechts-Mentalität überlagerte uns. Ein Beispiel: Wir lernten, wie wir uns als Kasernenwache zu verhalten hätten. Die Vorschrift lautete: Wenn einer nach dem Zapfenstreich über die Mauer ins Kasernengelände einsteigen will, muss er erst dreimal angerufen werden. Bleibt er nicht stehen, erst einen Warnschuss (oder zwei?) in die Luft und erst dann auf die Person – in die Beine. Als einer unserer Rekruten dies vorschriftsgemäß so wiederholte, sagte der Feldwebel: »Blödsinn! Wenn einer über die Mauer steigt, drehen Sie sich um und gehen nach der anderen Seite weiter!« Und die Feldwebel, die *Scharführer*, waren es, die uns lehrten, das Klima der Waffen-SS zu begreifen. Von Weltanschauung und Nationalsozialismus haben wir dabei kaum etwas erfahren; wohl aber von Rabaukentum – hauptsächlich, dieses zu ertragen. Besonders unsere Bauernburschen waren dem hilflos ausgeliefert. Vereidigt wurden wir schließlich auf Adolf Hitler.

Ich persönlich habe Karriere gemacht: Gleich am ersten Sonntag verpetzten mich meine Freunde, ich sei »Musiklehrer« gewesen, und so musste ich das Singen leiten. Ich erinnere mich noch genau, womit ich das Singen begann: »Wir traben in die Weite, das Fähnlein weht im Wind.« Typischer noch das Lied, das wir Siebenbürger Sachsen besonders inbrünstig sangen: »Es klappert der Huf am Stege.« Es spiegelt in etwa unsere »trunkene morituri«-Stimmung wider. Und bei einem Singwettbewerb, der angeblich für den Reichsführer-SS bestimmt und für die auslandsdeutschen Freiwilligen ausgeschrieben war, haben wir mit einem sächsischen Volkslied den ersten Preis ersungen. Das hat mich unversehens auf den *Unterführerlebrgang* bei den Gebirgsjägern katapultiert. Dazu mag auch beigetragen haben, dass mein Freund Walter Fröhlich und ich wiederholt Gesuche eingereicht hatten, um zu den Hochgebirgsjägern versetzt zu werden (die es angeblich bei der Waffen-SS gar nicht gab). Bei den Gebirgsjägern in Hallein (Salzburger Land) lernte ich die Truppe auf einer neuen Stufe kennen. Ein Offizier im Generalsrang schärfte uns ein, dass Schweiß Blut spart. Und dementsprechend wurden wir noch schweißtreibender exerziert, als wir es schon gewohnt waren.

Das galt nicht für die weltanschauliche Schulung, die es hier auch gab. Die leitete ein baltendeutscher Offizier, mit dem wir zahlreichen Siebenbürger uns glänzend verstanden – was mir freilich erst nachher auffiel, auf der nun folgenden Offizierschule.

16 Mein Patenonkel Rudolf Zeidner, der als Sanitätsoffizier im Ersten Weltkrieg selber viele Jahre in russischer Kriegsgefangenschaft gewesen war, hatte mir beim Abschied neben anderen nützlichen Belehrungen durch einen seiner Wiener Freunde 100 RM zukommen lassen, mit der ausdrücklichen Bestimmung, den Betrag für Theater und Konzertbesuche zu verwenden.

Ein Lazarett-Aufenthalt, den mir die schweißtreibende Art unserer Gebirgsübungen eingebracht hatte, schwächte mich zwar, ersparte mir aber nicht die Beförderung zum Unterscharführer und zur Führerschule.¹⁷ Wir rumäniendeutschen Abiturienten waren ja von vornherein als *Führerbewerber* mit zwei kleinen Litzen auf den Schulterklappen eingekleidet worden. Beim Unterführer-Lehrgang und danach rangierten wir als Reserve-Führerbewerber. Als solche aber landeten wir dennoch alle in Braunschweig auf der Führerschule für aktive Offiziere, was viele von uns irritierte. Ich weiß, dass mir die Aussicht, von einem Zehnmeterturm ins Wasser springen zu müssen (so hatte man uns den Initiationsritus an dieser Schule beschrieben) nicht geheuer war. Doch weil Winter war und wir im Hallenbad erprobt wurden, wo es keinen Zehnmeterturm gab, blieb mir diese Mutprobe erspart. Konflikte sollten sich indes auf anderer Ebene abspielen.

Ich hatte es schwer, zu begreifen, dass ausgerechnet ich, als erster meines Kronstädter Jahrgangs – vielleicht sogar als erster des siebenbürgischen Jahrgangs 1923 – auf einer SS-Junkerschule gelandet war. Immer wieder war ich als zu »unsoldatisch« getadelt worden und nun doch wie durch Zufall in eine Stellung gelangt, die es mir vielleicht möglich machen würde, später in den Verhältnissen meiner Heimat ein Wort mitzureden? Dachte ich. Sollte ich da einmal eingreifen können? Dass unsere Zukunft SS-gesteuert sein würde, schien *mir*, schien *uns allen* festzustehen. Wer würde da noch gegenläufige Gesichtspunkte zur Geltung bringen können? Innerhalb unserer rumäniendeutschen Strukturen war ich ein renitenter Kritiker. Aber innerhalb Deutschlands war ich kein Antinationalsozialist; weshalb auch? Nationalsozialismus war für uns das von den Versailler Fesseln befreite Deutschland. Was konnte an ihm falsch sein?

Als wir uns auf der Junkerschule vor versammelter Mannschaft vorzustellen hatten, gab ich als Berufswunsch Professor an. Mein späterer Berliner Freund Fritz Stoebe wunderte sich über den kleinen Mann, der sich glatt den Professor zutraute – wobei er, der Berliner, natürlich an den Universitätsprofessor dachte, während ich Provinzler ebenso natürlich den Gymnasiallehrer meinte. Eine andere Art Professoren kannte ich nicht. In den Luftschutzkellern des herzoglichen Schlosses von Braunschweig stritt ich mit Walter Müller über unsere Zukunft: Müller war Mitarbeiter in der Propaganda-Abteilung unserer Volksgruppenführung gewesen. »Du bildest Dir ein, als Professor an die Honterusschule zurückzukehren«, spottete er. »Du wirst irgendwo in der Ukraine Schulen zu inspizieren haben!«

Braunschweig als Stadt blieb für uns eine kurze und tragische Episode: Die Stadt erlebte im Februar 1944 den ersten schweren Bombenangriff. Das herzogliche Schloss, in dessen Kellern wir steckten, wurde angeblich von 35 Bomben getroffen und unsere Junkerschule wurde auf den Truppenübungsplatz Altengrabow bei Magdeburg ausgelagert. Von dort waren (wieder) einige siebenbürgische Lehrgangsteilnehmer auf Heimat-Kurzurlaub geschickt worden, um für die Herren Ausbilder Fressalien zu besorgen.¹⁸ Besagte Urlauber¹⁹ kamen mit einem Befehl des Volksgrup-

17 Da ich vom Lazarettaufenthalt her die Uffz[Unteroffiziers]-Abschlussprüfung nicht hatte mitmachen können, verlangte ich meine Versetzung »an die Front«. Der Lehrgangsleiter belehrte mich, dass ich, einmal in den Lehrgangszklus geraten, nur die Wahl hätte, den Uffz-Lehrgang zu wiederholen oder auf die Führerschule weiterbefördert zu werden.

18 Schon in Hallein hatte Obersturmführer Ungetüm Heimaturlaube gewährt, um Fresspakete zu ergattern.

19 Deren Leiter war der Kronstädter Rolf Lexkes, Jg. 1921.

penführers wieder: Wir alle hätten aktive Offiziere der Waffen-SS zu werden! Der Befehl wurde uns in einer eigens dazu einberufenen Versammlung mitgeteilt. Aber mit Otto Depner²⁰ und mir hatten sich zwei Opponenten gefunden, die erreichten, dass diese Initiative der Volksgruppenführung per Abstimmung abgescmettert wurde. Wir blieben Reserveoffiziersanwärter.

Ich bekenne, dass mir der militärische Unterricht imponierte. Besonders im Taktikunterricht lernte man sehr geordnet denken und handeln. Die Heeresdienstvorschriften (Hdv) waren ein guter Katechismus. Auf der Junkerschule gab es freilich auch weltanschauliche Schulungen. Sie wurden von einem schwerverwundeten jungen Offizier geleitet, zu dem wir keinen Draht fanden. Diesmal kamen wohl auch handfeste NS-Themen zur Sprache. So müssen wir über die Nürnberger Rassengesetze informiert worden sein, denn darüber mussten wir eine Arbeit schreiben. Wir siebenbürgisch-sächsischen Junker aber waren hier offenbar alle begriffsstutzig, denn wir bekamen durchweg schlechte Noten. Was hatten wir nicht verstanden? Ich erinnere mich, meine Arbeit um das Goethe-Wort herum aufgebaut zu haben: »Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.« Wir scheinen, ob absichtlich oder nur idealistisch verbildet, den sehr handfesten Inhalt der Rassengesetze gar nicht begriffen zu haben. Freilich hatten wir Deutschland außerhalb der Kaserne auch nicht kennengelernt.

Schließlich wurden wir auf einen Zugführerlehrgang nach Böhmen verlegt.²¹ Dort begegnete ich dem ersten siebenbürgisch-sächsischen Untersturmführer, dem späteren österreichischen Pfarrer Erich Schneider, mit dessen Frau ich meiner Mutter den letzten Kriegsbrief nach Hause senden konnte. Ich bat meine Mutter darin – wie sie mir später in meine Lagerhaft als Kriegsgefangener berichtete –, sie möge mir eine Frau aussuchen, denn ich selbst würde in den nächsten zehn Jahren keinen Urlaub bekommen.

Tatsächlich wurden wir in Böhmen auf einem riesigen Truppenübungsplatz in den kleinen Häusern ehemaliger tschechischer Bauern untergebracht und streng auf unseren künftigen Dienst als Zugführer vorbereitet. Nach dem Abschluss des Lehrgangs reisten wir als frisch ernannte Untersturmführer und Leutnants der Waffen-SS in unsere Garnison. In meinem Fall ging es nach Graz.

Wir waren vier Siebenbürger, die als Untersturmführer im Oktober 1944 in Graz erschienen. Anstatt alsbald an die Front geschickt zu werden, wurden uns aufgrund eines neuen Befehls spezielle Ausbildungsbereiche zugeteilt, was eine vorläufige Nichtversetzung bedeutete. Als wir dann endlich (!) an die Ostfront beordert wurden, gingen wir mit dem ganzen Ausbildungs-Bataillon an die Reichsschutzstellung bei Steinamanger (ung. Szombathely), in der Überzeugung, für Sieg oder Untergang anzutreten – sechs Kompanien, 1.450 Mann. Wir eroberten das Städtchen Rechnitz zurück und dachten damit eine große Tat vollbracht zu haben. Dann folgte die Vernichtung unserer 6. Kompanie, die in eine sowjetische Offensive hineingestoßen war, wobei wir durchs Fernglas zusehen mussten, wie die sowjetischen Soldaten unsere

²⁰ Otto Depner aus Haldsdorf (rum. Hălchiu), Jg. 1920 oder 1921, ehemaliger *Merkurianer* (Schüler der Kronstädter Handelsschule) und Angehöriger der 1000-Mann-Aktion.

²¹ Auf dem Weg nach Böhmen hielt der Zug in Polnisch-Lissa (pol. Leszno). Nun wusste ich, dass unser Kronstädter Musiklehrer Viktor Bickerich von dort stammte. Ich erhielt die Erlaubnis, in die Stadt zu gehen, wo ich Bickerichs greise Mutter, eine Pfarrerswitwe, fand und besuchte. Ein bewegendes Erlebnis, über das ich Bickerich 1958 berichten konnte.

liegendebliebenen Verwundeten mit ihren Dreiecksbajonetten einfach abstachen. Wir wussten – meinten zu wissen – was uns gegebenenfalls bevorstand. Der Abbruch der Kämpfe am 8. Mai und unser rascher Rückzug in von US-Truppen kontrolliertes Gebiet und somit amerikanische Gefangenschaft ist nicht mein Thema. Genug, dass sich an der Demarkationslinie, der Enns, angeblich zahlreiche Offiziere der Wehrmacht erschossen, um nicht in sowjetische Gefangenschaft zu geraten. Ich selbst bin freiwillig (diesmal wirklich freiwillig) in amerikanische Gefangenschaft gegangen, in der Meinung, gleich entlassen zu werden. Es erschien uns total überflüssig, dass der Lautsprecherwagen des Chefs der 4. deutschen Armee verkündete, Wehrmacht und Waffen-SS würden vom Amerikaner gleich behandelt werden. Das war doch selbstverständlich! Was für Gründe für eine unterschiedliche Behandlung sollte es geben? – Aber wir wurden ausgesondert. »Threateningly armored negroes«²² zum Beispiel rissen mir gewaltsam meine Konfirmations-Armbanduhr ab. Wir kamen in Hungerlager, das heißt wir mussten tatsächlich Verhungerte begraben.²³ Aber wir erfuhren auch von den deutschen Konzentrations- und Vernichtungslagern. Wir glaubten nur die Hälfte. Wir erfuhren auch vom Nürnberger Prozess, den wir als Siegerjustiz für ungerecht hielten. Vieles vom Berichteten freilich hielten wir auch für wahr und das gab uns zu denken. Mein Banater Zeltkamerad Dominik Neidenbach, ein vormaliger Andreas-Schmidt-Anhänger, meinte, es sei vielleicht doch gut, dass wir den Krieg verloren hatten, andernfalls hätten wir den Frieden verloren. – Einige von uns wurden dann, auf eigenes Ansuchen, aus Österreich nach Deutschland verlegt, zum Beispiel in das ehemalige KZ Dachau. Nach einer Odyssee von 30 Monaten durch zwölf Lager wurde ich in die Freiheit entlassen.²⁴ Warum wir 30 Monate nach Kriegsende hinter Stacheldraht leben mussten, ist uns bis zum Schluss rätselhaft geblieben.

Zu meinen hier dargelegten Erinnerungen möchte ich noch fünf Nachbemerkungen anfügen:

I. Zur Wahrnehmung der Waffen-SS nach 1945

In der deutschen Nachkriegsöffentlichkeit der Jahre 1947–1948 habe ich keinerlei Zurückhaltung gegenüber uns ehemaligen Waffen-SS-Leuten gespürt. Ich führe das nicht auf Residuen zurück, die in der deutschen Gesellschaft von der Nazi-Mentalität zurückgeblieben waren, sondern auf die noch vorhandene Bekanntschaft der Menschen mit der Wirklichkeit der Kriegsjahre: Die Waffen-SS war primär als kämpfende, ja als im Kampf verschlissene Truppe bekannt. Das hat sich heute geändert, und es führt zu grotesken Fehlurteilen.²⁵

22 So in einem Diktat unseres dänischen Kameraden Jenssen, als er begann, uns Englisch zu lehren.

23 Vgl. Wittmann, Umbrich: Alpträum, S. 210–235.

24 Die in Österreich verbliebenen Kameraden erhielten bei ihrer Entlassung die Gehaltsbeträge ausgezahlt, die uns als kriegsgefangenen Offizieren laut Genfer Konvention angeblich zustanden. Auch ich habe daraufhin die Beträge beim amerikanischen Hochschuloffizier in Erlangen beantragt. Meine Reklamation wurde auch wie selbstverständlich angenommen – aber aus Amerika mit dem Bescheid abgewiesen, ich sei niemals in amerikanischer Nachkriegsgefangenschaft gewesen!

25 Vgl. den Aufsatz von Manfred Hettling, der bestreitet, dass den Angehörigen der Waffen-SS in der Inschrift eines Kriegerfriedhofs die Bezeichnung »Soldaten« zustehe. Manfred Hettling: Gedenken noch zeitgemäß? Kritik an Erinnerungsformel. In: *frieden. Zeitschrift des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge* 91 (2015) H. 4, S. 24f.

2. Für eine differenzierte Beurteilung der Zugehörigkeit zur Waffen-SS

Wohl ist erwiesen, dass die Waffen-SS an Kriegsverbrechen beteiligt war; vielleicht erwiesenermaßen überproportional. Doch müsste nach meiner Meinung besser unterschieden werden zwischen der Absicht der SS-Führung, mit der diese die Truppe in den frühen Kriegsjahren als SS-Verfügungstruppe gegründet hatte und in ihrem Sinne wohl auch einsetzte,²⁶ – und andererseits der Fremdenlegion, zu der die Waffen-SS nach 1942 geworden war, um als besseres Kanonenfutter aufgebaut und eingesetzt zu werden²⁷ (respektive als unbedarftes Wachpersonal missbraucht wurde). Ist jemals vermerkt worden, dass die 1943 Rekrutierten nie als SS-Mitglieder registriert worden sind, von der SS selbst also nicht wirklich zu sich gezählt wurden? Dass auch diese Fremdenlegion in Kriegsverbrechen verwickelt wurde, ist dennoch wahrscheinlich und sei unbestritten. Dies müssen wir zutiefst bedauern – wie unsere ganze Einbindung in den Hitler-Krieg. Das ändert freilich nichts daran, dass wir mit idealen Überzeugungen in den Kampf zogen. Diese Überzeugungen gründeten offensichtlich in einem tragischen Irrtum. Der Irrtum freilich tilgt nicht das ideale Bewusstsein derer, die gekämpft haben. Was besagt es für unsere Gesinnung, dass die nordsiebenbürgischen Bauern mit einem Abendmahlsgottesdienst in die Waffen-SS verabschiedet worden sind?

3. Über rumäniendeutsche KZ-Wachmannschaften

Von Konzentrationslagern hatten wir Rumäniendeutschen wohl schon vor unserer Zeit bei der Waffen-SS gehört; auch von der Brutalität, mit der die sogenannten Kapos ihre Mitgefangenen angeblich traktierten. Als Soldaten der Waffen-SS tauchte dieses Thema unter uns nicht mehr auf. Von den Vernichtungslagern haben wir in der Regel nichts erfahren. Wenn solches irgendwo doch geschehen sein sollte, wäre es jeweils eine Ausnahme gewesen. Die KZ-Wachmannschaften aus unseren Reihen aber waren die am meisten Gedeemütigten von uns: Sie waren daheim zum Soldatendienst rekrutiert worden, wurden aber hinterher als kriegsuntauglich befunden und infolgedessen zum Wachdienst missbraucht. Das schließt freilich nicht aus, dass sie dann individuell auch schuldig geworden sind.

4. Waffen-SS-Zugehörigkeit und politische Schuld

Die von der DVIR-Führung gesteuerte Rekrutierung der Rumäniendeutschen zur Waffen-SS war das Ergebnis einer außerordentlichen politischen Verirrung. Dass wir uns als Deutsche Rumäniens allerdings schon 1940 diese Volksgruppenführung hatten oktroyieren lassen, lässt sich zwar erklären, kann aber als politische Schuld gewertet werden. Dass wir uns dann kollektiv zur Waffen-SS haben einziehen lassen, mag mit Verblendung erklärt werden, auch mit dem damit verbundenen Mangel an Urteilskraft und mit dem Mangel an persönlichem Mut, aus dem kollektiven Gehorsam auszuscheren. Denen aber, die von der städtischen Schulbank und aus der dörflichen Bruderschaft in die Waffen-SS gelangt sind, ihre Zugehörigkeit als solche vorzuwerfen, scheint mir zutiefst ungerecht. Denen, die dann als Soldaten gefallen sind, gebührt unser betroffenes, trauerndes und ehrendes Gedenken.

²⁶ Vielleicht *gezielt* verbrecherisch einsetzte?

²⁷ Vgl. Wittmann, Umbrich: Alptraum, S. 313.

5. Zum Umgang mit den siebenbürgischen NS-Jahren

Gründlich falsch hingegen scheint mir ein siebenbürgisch-sächsischer Umgang mit der NS-Vergangenheit, der nach 1945 die Verirrung jener nationalsozialistischen Jahre verharmlost. Im Grunde war unser Abgang in die Waffen-SS schon der Beginn der Auswanderung der 1990er-Jahre; er war der Beginn der Selbstaufgabe, war der Beginn der siebenbürgisch-sächsischen Selbstentfremdung und Selbstauflösung. 1943 bestand diese Selbstentfremdung weniger in der Akzeptanz der NS-Ideologie, denn die hat in der Waffen-SS eine völlig untergeordnete Rolle gespielt. Sie bestand, wie in den Jahren 1970–1990, in der wie selbstverständlichen, bedingungslosen Auslieferung (besser sie bestand in unserer unbedingten Auslieferung) an das von Deutschland jeweils vorgegebene Denk-Klischee, wie es offizielle deutsche Stellen und Medien scheinbar von uns erwarteten. Es war eine Unterwerfung, welche die noch vorhandenen Maße eigenverantwortlicher, bodenständiger Identität vergessen ließ.

PAUL PHILIPPI, Prof. Dr. Drs. h. c., geboren 1923 in Kronstadt (rum. Braşov), ist Praktischer Theologe (Diakoniewissenschaft). Von 1992 bis 1998 war er Vorsitzender, danach Ehrenvorsitzender des Demokratischen Forums der Deutschen in Rumänien (DFDR), das er Ende 1989 mitbegründet hatte. Philippi legte 1942 am Gymnasium in Kronstadt seine Reifeprüfung ab. 1943 trat er in die Waffen-SS ein. Nach Freilassung aus der Kriegsgefangenschaft studierte er von 1947 bis 1952 Theologie an der Universität Erlangen. Bis in die späten 1970er-Jahre lebte Philippi hauptsächlich in der Bundesrepublik Deutschland, wo er seit 1954 am Diakoniewissenschaftlichen Institut der Universität Heidelberg tätig war. 1957 wurde er promoviert und 1963 an der Universität Heidelberg mit einer Arbeit zum Thema »Die Vorstufen des modernen Diakonissenamtes (1789–1848) als Elemente für dessen Verständnis und Kritik. Eine motivgeschichtliche Untersuchung zum Wesen der Mutterhausdiakonie« für das Fach Praktische Theologie habilitiert. Von 1971 bis 1986 leitete er als ordentlicher Professor der Universität Heidelberg das Diakoniewissenschaftliche Institut. 1974 wurde ihm vom Vereinigten Protestantisch-Theologischen Institut Klausenburg (rum. Cluj-Napoca) die Ehrendoktorwürde verliehen. Von 1979 bis 1981 fungierte Philippi erst als Gastprofessor, von 1983 bis zur Emeritierung 1994 schließlich als ordentlicher Professor in Hermannstadt (rum. Sibiu). Er war Mitbegründer des Arbeitskreises für siebenbürgische Landeskunde (AKSL).